

Trennt oder eint die Heilige Schrift die Christen?

Vortrag von Bischof em. Dr. Joachim Wanke in Mühlhausen am 9. März 2015

Die Antwort auf diese Frage kann nur lauten: Die Wertschätzung und Anerkennung der Hl. Schrift als der wichtigsten Grundlage unseres Glaubens eint die Christen. Und ich füge gleich hinzu: Die gemeinsame Lektüre der Hl. Schrift, gerade unter konfessionell getrennten Christen, hilft die Einheit im Glauben zu bestärken. Sie ist Ausdruck des geistlichen Ökumenismus, den die katholische Kirche fördern möchte.

Die verstärkt nach dem 2. Vatikanischen Konzil empfohlene Beteiligung auch katholischer Christen an ökumenischen Gottesdiensten, Gebetswochen, Bibeltaugen, dem „Bibel-Teilen“ und ähnlichen Aktivitäten, etwa dem ökumenische Bibeljahr 2003, ist inzwischen Alltagspraxis in unseren Gemeinden.

Die Älteren unter uns erinnern sich: Das war nicht immer so. Die früheren Warnungen vor der Lektüre evangelischer oder freikirchlicher Übersetzungen der Bibel mit ihren jeweiligen Auslegungen hängen mit der Frage zusammen, wie man sich das Verhältnis von Hl. Schrift und Kirche bzw. ihrem Lehramt vorzustellen habe. Hier hat wiederum das 2. Vatikanische Konzil eine Vertiefung des Verständnisses dieses Verhältnisses gebracht, das jetzt ökumenisch Frucht trägt. Darüber später.

Ich möchte die Fragestellung dieses Vortrags ein wenig erweitern. Mit der Anerkennung der Bibel bzw. der Bibellektüre allein, möge diese auch überkonfessionell gemeinsam erfolgen, ist es nicht getan. Wir müssen vertiefter verstehen lernen, worum es beim Hören und Lesen des Wortes Gottes, dessen Inhalt ja die Bibel ist, eigentlich geht. Ja, wie ist denn überhaupt der Zusammenhang von Bibel und Wort Gottes zu verstehen? Was ist gemeint, wenn nach dem Vortrag der Lesung im Gottesdienst gesagt wird: „Wort (Singular!) des lebendigen Gottes“?

Darum sei zunächst eine für uns Christen wichtige Unterscheidung erinnert: **„Wort Gottes“ meint mehr als den Text der Heiligen Schrift.** Natürlich ist die Schrift (im Bild gesprochen) „Gefäß“ des Wortes Gottes. Aber eben doch nicht in dem Sinn, als ob der Text der Hl. Schrift und das Wort Gottes identisch wären (so wie der Islam den Koran als unmittelbare *vox dei*, als Stimme Gottes versteht: Gott hat arabisch gesprochen!).

Wir müssen diese Unterscheidung im Blick behalten. Das „Wort Gottes“ ist nicht zunächst das geschriebene oder gelesene Wort der Heiligen Schrift. Das „Wort Gottes“ ist in den Worten der Heiligen Schrift enthalten. Das ist so, wie wenn ich einen Brief erhalte oder schreibe. Da stehen zwar auf dem Papier Wör-

ter und Sätze. Aber hinter den Sätzen des Briefes, der Art und Weise, wie er geschrieben ist, hinter der Melodie des Textes steckt die eigentliche Botschaft, z. B. diese: Ich denke an dich! Oder: Du fehlst mir sehr! Oder: Ich hab dich gern! Oder: Das Vergangene soll vergessen sein. Lasst uns miteinander wieder neu anfangen!

So ist das „Wort Gottes“ auch ein Wort in bzw. hinter den Worten und Geschichten, die uns z.B. die Evangelisten überliefert haben. Es ist übrigens interessant: Am eindringlichsten ist eine Botschaft, wenn man sie persönlich überbracht bekommt. Bei wichtigen Dingen, die zwischen Regierungen zu klären sind, schickt man keinen Brief, sondern man schickt einen Diplomaten, einen Botschafter oder der Regierungschef fährt persönlich in das andere Land und sagt, was Sache ist. Einem Redenden beim Sprechen ins Gesicht zu schauen, offenbart schon etwas mehr von dem, was er eigentlich sagen will.

So ist das Evangelium, das „Wort Gottes“, zunächst einmal eine Anrede, ein Anruf. Wir wissen: Die Evangelisten haben ihre Berichte nicht geschrieben, um unsere historische Neugier zu befriedigen, sondern um zum Glauben an Jesus Christus zu führen. Aber die Evangelisten wussten auch: Zum Glauben kommt man nicht durch Papier und Druckerschwärze. Im Gegenteil: Manchmal ist es sogar so: Je mehr Worte gemacht werden, desto misstrauischer wird man. Es ist eigentlich ein Notbehelf, dass das Evangelium aufgeschrieben wurde. Bei Matthäus etwa merkt man deutlich, dass er sein Evangelium als Materialsammlung für die Katecheten und Evangelisten versteht.

Der älteste Text des Neuen Testaments ist übrigens kein Evangelium, sondern ein Brief des Apostels Paulus (der 1. Brief an die Thessalonicher). Briefe sind bekanntlich eine Art Ersatz für persönliche Präsenz – eben, weil man nicht persönlich kommen kann. Paulus lässt manchmal beim Schreiben seiner Briefe erkennen, dass er traurig ist, nicht persönlich bei seinen Gemeinden zu sein (vgl. Röm 1,10.13; 15,22). „Eigentlich würde ich gern von Angesicht zu Angesicht mit euch reden“, so denkt er wohl, „da wüsstet ihr, wie es mir ums Herz ist. So muss ich euch halt (notgedrungen) schreiben!“

Gott hat es anders gemacht als wir Menschen uns das ausdenken konnten. Er hat uns kein kluges Buch geschenkt, nicht einen Brief geschrieben (vgl. allerdings das rhetorische Bild des Paulus 2 Kor 3,3: „Ihr seid ein Brief Christi!“). Gott hat sich uns gegenüber in seinem „Sohn“ Jesus Christus ausgesprochen. Er ist das eine, bleibende „Wort“, das wir mit Verstand und Herz, mit den Augen und – wenn wir an die eucharistischen Gaben denken – mit den Händen ergreifen, „begreifen“ können, gleichsam mit allen Sinnen. Der 1. Johannesbrief sagt es im Rückblick auf das Leben Jesu so: „Was von Anfang an war, was wir gehört ha-

ben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben. Das verkünden wir: das Wort des Lebens.“

Der Kirchenvater Irenäus hat es einmal so ausgedrückt: „Jesus Christus ist das Wort in den vielen Wörtern“. Darum gilt: Die Heilige Schrift will nichts anderes, als uns zu helfen, Jesus Christus zu begreifen als das uneinholbare, letzte und bleibend gültige Wort des himmlischen Vaters. Sie will helfen, Jesus Christus immer tiefer kennen- und lieben zu lernen, ihm immer mehr ähnlich zu werden und ihn durch das eigene Leben zu bezeugen.

Jesus von Nazareth hat übrigens nichts Schriftliches hinterlassen. Zumindest hat er nicht dafür gesorgt, dass der Nachwelt Texte mit authentischen Worten, Gleichnissen, Reden oder Gebeten aus seiner Feder überliefert wurden, Texte also, die bis in den Wortlaut hinein zweifelsfrei von ihm selbst stammten.

Manche erklärten das damit, dass Jesus mit dem nahen Ende der Welt gerechnet habe. „Apokalyptiker“ hätten keine Muße, Texte zu verfassen oder sie gar sorgfältig redigiert den kommenden Generationen anzuvertrauen. Wer mit dem baldigen Weltende rechnet, schreibt keine Bücher.

Andere sagen wohl mit mehr Recht: Jesus lebte in einer noch lebendigen Tradition mündlicher Überlieferung. Jesus hat sicherlich lesen und schreiben können. Er hat die großen Texte der jüdischen Glaubenstradition in schriftlicher Version gekannt. In der Synagoge von Nazareth hat er aus einer Prophetenrolle gelesen. Die tempelkritischen Qumranleute haben als Zeitgenossen Jesu vergleichsweise durchaus auch eine eigene literarische Produktion gekannt und für deren schriftliche Weitergabe gesorgt.

Ohne Zweifel war der Blick Jesu auf das Hier und Jetzt gerichtet. Er wollte sein Volk wie Johannes für Gott bereiten, aber eben nicht mit der Gerichtsverkündigung und der Busstaupe allein. Er wollte die Herzen für Gottes *malkutha (basileia tou theou, regnum dei)*, für sein Reich, seine Herrschaft aufschließen. Jesus wusste offensichtlich, dass dies nicht mit Papier und Tinte zu bewerkstelligen ist. Biographien verwandeln sich, wenn sich Personen begegnen. Jesu Botschaft hat durch seine Person gezündet. Er lebte, was er verkündete. Er ist in seiner eigenen Person – bis hin zu seiner Lebenshingabe an seinen Vater im Himmel im Dunkel des eigenen Sterbens – der wichtigste Kommentar zu seinen mündlich überlieferten Worten und Reden. Halten wir als eine wichtige Einsicht fest: **Personen sind wichtiger als Texte.** Das mag eine Binsenwahrheit sein, aber in unserem Zusammenhang unserer Frage nach der Bedeutung der Bibel für uns Christen von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Eine kleine Beobachtung als Verstehenshilfe: Ich ertappe mich dabei – mit Abstrichen natürlich -, meine Lektüre danach auszurichten, was mir von geschätzten Personen empfohlen wurde. „Ja, wenn der oder die das empfiehlt, da musst du dir das auch mal zu Gemüte führen!“ Das ist wohl eine Erfahrung, die Ihnen nicht fremd sein mag.

Wir sahen: Bestimmte Botschaften vermitteln sich am vorzüglichsten über Personen. Ein Fachwissenschaftler wird da sicher ganz anderer Meinung sein. Der vertraut auf die innere Stringenz seines Textes. Er ist gezwungen, sich und die Ergebnisse seiner Forschung schriftlich mitzuteilen. Er muss sich beim Schreiben in der Breite seiner Fachliteratur orientieren, muss in Quellenwerke schauen, sich durch Kataloge durcharbeiten. Er schaut nicht auf Lyrik, wenn über Chemie verhandelt wird, und ihm sind Nachweise und Anmerkungen wichtiger als hübsche Illustrationen. Freilich: Die Bibel ist keine naturwissenschaftliche Prosa, und auch die Psalmen sind keine Elegien, wie Rainer Maria Rilke sie verfasst hat. Biblische Texte sind „Betroffenheitsliteratur“. „Und als sie das hörten, traf es sie mitten ins Herz“, heißt es nach der Pfingstpredigt des Petrus. Diese Reaktion ist das, was wir uns eigentlich für das Hören und Lesen der Heiligen Schrift erhoffen: „Sie (die Juden) sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: Was sollen wir tun, Brüder?“ (Apg 2,37)

Wir sehen sofort: Wenn die Bibellektüre in diese Dimension vorstoßen soll, reicht nicht das Verteilen und häppchenweisen Vorlegen von Bibeltexten. Natürlich dürfen wir dem Wirken Gottes manches zutrauen. Sein Geist wirkt auf oft sehr merkwürdigen Wegen. Den französischen Dichter Paul Claudel traf der Ruf zur Bekehrung beim Hören von Chormelodien in der Kathedrale Notre Dame in Paris. Nochmals: Texte fangen an zu sprechen durch Personen. Jesus hat Jünger herangebildet – keine Texte verfasst. Er hat Menschen beten gelehrt, und dabei lernten sie das „Vater Unser“ und tradierten es uns. Jesus hat sich der Jünger und der Menschen erbarmt – und darum verstanden sie, was er mit dem Gleichnis vom bösen Knecht, dem viel verziehen wurde und der zu eigener Vergebung nicht die Kraft fand, eigentlich meinte.

Das bedeutet: Die Bibel ruft nach Zeugen, nicht nach Buchhändlern. Die Christen selbst sind die geborenen Interpreten der Bibel – mit ihrem Glauben, Hoffen und Lieben, mit ihrem Leben. Wir Katholiken sagen: Die Bibel ist der Kirche anvertraut. Damit meinen wir nicht immer sofort die römische Glaubenskongregation. Damit meinen wir aber das Volk Gottes in seiner geistlichen Buntheit und vielfältigen Gnadenbegabung. Wenn eine Frau und Mutter einmal den Mund aufmacht und sagt, was für sie in ihrem Lebensalltag das Osterlicht bedeutet, wenn ein Mann der Politik bezeugt, wie er Gott vorzuordnen versucht vor der gebotenen Loyalität zum „römischen Kaiser“, sprich: zur eigenen Partei-

linie, wenn ein Jugendlicher seinen Kumpeln in der Clique sagen kann, dass jemanden zu haben wertvoller ist, als viele Dinge zu haben – dann geschieht das, was immer in der Glaubensgeschichte passiert ist: Dann werden Herzen berührt und gegebenenfalls fängt etwas Neues in einem Menschenleben an. „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes!“ sagt Jesus dem fragenden Schriftgelehrten (Mk 12,34). Jesus hat erleben müssen, dass manche den großen Wurf der Nachfolge nicht wagten, etwa der reiche Jüngling, dem es unvorstellbar war, sich von seinem Reichtum zu trennen (Lk 18,23). Wir wissen nicht, wie es mit dem jungen Mann weiterging. Nur eines wissen wir: Jesus hat ihm keine Sammlung seiner Gleichnisse mitgegeben. Vielleicht hat er ihm einen seiner Jünger hinterhergeschickt.

Deshalb formuliere ich als meine Erwartung an unsere gemeinsame Hochschätzung der Bibel unter Christen: Die Bibel soll uns helfen, über unser eigenes Leben und über unseren Glauben zu sprechen, uns darüber auszutauschen und für andere in Glaubensdingen auskunftsfähig zu werden. Darum geht es: Das eigene Leben dem Wort und Anspruch Gottes auszusetzen. - Wie kann eine solche Haltung der gläubigen „Selbstfindung“, der „Selbsteröffnung“ im Glauben für andere wachsen? Ich unterstreiche dies mit einem weiteren Satz:

Gemeinsame Bibellektüre ist wichtiger als persönliche Lektüre.

Der Satz ist – zugegeben – zugespitzt. Er ist sogar als absolute Aussage falsch. Die *lectio divina*, also das betende Lesen und Betrachten der Heiligen Schrift durch den Einzelnen im stillen Kämmerlein gemäß alter kirchlicher Tradition ist unersetzlich und in jeder Epoche der Frömmigkeitsgeschichte von größter Wichtigkeit. Wir brauchen geistliche Lehrer, die uns auch heute angesichts unserer derzeitigen Überflutung mit Nachristen und Unterhaltung in diese alte Kunst der Bibellektüre einführen.

Der chancenreichste Einstieg in Biographien findet die biblische Botschaft, wenn sie sich auf der Beziehungsebene zwischen Menschen einnisten kann. Es gibt nichts Interessanteres als das Leben von Mitmenschen. „Wie ist es Dir mit deiner Ehe ergangen?“ „Wie kommst Du mit den Kindern zurande?“ „Wie hast Du diesen Schicksalsschlag verkraftet?“ „Wie kommt es, dass Du, der Du doch sonst ganz normal bist, ständig zur Kirche rennst?“ Wir kennen solche Fragen und Sticheleien zur Genüge. Worte allein reichen hier nicht als Antwort. Es bedarf der Berührung des anderen mit der eigenen Person. Das Miteinander-Lesen muss begleitet sein von einem (Mindestmaß an) Miteinander-Leben.

Jesu Art und Weise, in sein eigenes Gottesverhältnis einzuführen, bestand ja darin, die Jünger an seinem Leben, Beten, an seinen Freuden und Schmerzen, selbst an seinen Versuchungen Anteil zu geben. „Kommt und seht!“, sagt Jesus

denen, die auf ihn aufmerksam werden. „Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte“ (Joh 1,39).

Dieses „Mitgehen“ und „Mitleben“ mit Jesus wird in jeder Zeit andere Gestalt gewinnen. Für mich ist diese Grundeinsicht in ihrer Wahrheit unzweifelhaft: Jedem Gottesglauben in der Art Jesu wohnt ein Mitglauben inne, gleichsam ein ekklesiales (kirchliches) Moment. Wir glauben niemals allein. Wir glauben mit dem Glauben der anderen. Wir glauben mit dem Glauben derer, die uns „im Glauben vorangegangen sind“, wie es einem eucharistischen Hochgebet heisst. Wir glauben zusammen mit den Heiligen, mit denen, die im Kalender stehen, und den unzähligen, die nicht zur Ehre der Altäre erhoben wurden. Wir glauben im Letzten den Glauben Jesu mit, der ja nach Hebr 12, 2 der „Urheber und Vollender des Glaubens“ ist, eine sehr merkwürdige, aber mich nachdenklich machende Christusprädikation.

Damit berühre ich das, was manchmal als **evangelisch-katholische Differenz** im Blick auf den Umgang mit der Heiligen Schrift angesehen wird: die Rolle, die die Kirche dabei spielt. Manche evangelische bzw. freikirchliche Mitchristen meinen, bei uns Katholiken schiebe sich zwischen Christus und den Einzelnen bzw. die um Wort und Sakrament versammelte Gemeinde in ungebührlicher Weise die Kirche als Christus verdunkelnde Heilsanstalt. Vielleicht geben wir als katholische Christen für diesen Verdacht durch mancherlei unerleuchtete Reden und Verhaltensweisen Anlass. Das mag sein. Doch das wäre hier richtigzustellen.

Ich spreche jetzt einmal etwas holzschnittartig: Einziger Zweck der Kirche ist es, den Menschen jeder Zeit und jeder Generation das Evangelium, die Reich-Gottes-Perspektive zu erschließen, so wie das der irdische Jesus von Nazareth getan hat. Die Kirche tut dies im Wissen und im Glauben daran, dass dieser Jesus mehr als ein religiöser Lehrer war, dass er in seiner Person selbst Zugang zur Gotteswirklichkeit eröffnet, also gleichsam eine „Tür“ ist, durch die Gott in unser Leben, in diese Welt eintritt und umgekehrt wir Zugang zur Gotteswirklichkeit erhalten. Mit diesem Bildwort von der Tür kennzeichnet ja Johannes, der 4. Evangelist, das gesamte Wirken Jesu, das eben mit seinem Tode nicht aufhörte, sondern bis zur Weltvollendung am Ende im Wirken der Kirche fort dauert (vgl. Joh 10,9). Der Epheserbrief spricht vom „Zugang zum Vater“ (Eph 2,18), den wir durch Jesus Christus gewinnen. Diesen Zugang zum Vater will und soll die Kirche durch die Zeiten hindurch jedem, der glaubt, durch ihren Dienst eröffnen.

Um es pointiert zu sagen: **Die Kirche ist um des Evangeliums willen da.** Evangelium meint in diesem Zusammenhang nicht nur die Botschaft des iridi-

schen Jesus von Nazareth. Evangelium im christlichen Sinn meint die Verkündigung einer tiefgreifenden „Wende“. Paulus etwa versteht das, was er sein Evangelium nennt, als Proklamation eines grundlegenden Machtwechsels, die Ablösung aller weltimmanenten Mächte und Gewalten aus ihren Machtpositionen und die Einsetzung des Auferstandenen zum Herrn über alle Welt, auch über die Kirche, die ja ohnehin „creatura Christi“ („Geschöpf Christi“) ist. Dieser Botschaft, diesem Evangelium soll in jeder Generation neu durch die Kirche ein „Resonanzraum“ geschaffen werden. Es geht darum, sich in seinem Leben neu („nachwendemäßig“!) auszurichten.

Ich gebrauche gern für den Sinn von Kirche das Bild des „Instruments“. Instrumente benötigen bekanntlich einen Resonanzraum, in welchem der vorgegebene Ton zum Klingen kommen kann. Der „Ton“, die Botschaft von Jesu Leben, Sterben und Auferstehung ist in der Welt. Diese Botschaft ist ein geschichtsmächtiges Faktum. Aber diese Botschaft will immer neu gehört und angenommen werden. Sie will und soll ein „Echo“ bewirken im Leben, im Herzen der Menschen, sie will zur „Danksagung“ anstiften (vgl. 2 Kor 4,15).

Übrigens greift mein Bild die bekannte Definition von Kirche im 2. Vatikanischen Konzil auf. Dort wird von Kirche als *sacramentum salutis*, als universalem „Werkzeug des Heiles“ gesprochen (LG 48; GS 48). Die Kirche dient dem „Evangelium“ (als Inbegriff dessen, was Gott uns in seiner unergründlichen Liebe schenkt), aber sie steht nicht über dem Evangelium. Eine hilfreiche ökumenische Formulierung spricht „vom notwendigen Dienst der Kirche am heilsnotwendigen Evangelium“ (Lothar Ullrich). So sehe ich das Verhältnis von Heiliger Schrift und Kirche und ich meine, das kann auch ein evangelischer Christ, für den die Kirche zumindest mehr ist als nur ein zweckmäßiger religiöser Verein, mittragen.

Eine gewisse Hilfe zu diesem Verständnis kann auch ein anderer Vergleich helfen, der mehr den Ursprung der biblischen Schriften bedenkt. Schauen wir nur auf die 27 Schriften des Neuen Testaments. Erst am Ende des 3. Jhd. steht einigermaßen fest, was in den Gemeinden in Ost und West als „Neues“ Testament anerkannt wurde (bei der Offenbarung des Johannes etwa gab es noch unterschiedliche Meinungen bis in spätere Jahrhunderte hinein). Die Heiligen Schriften, die für uns jetzt ein verbindlicher Kanon, eine Sammlung inspirierter „Gefäße“ des einen Evangeliums sind, kamen uns also durch den Glauben der Gemeinden aus den Apostelzeiten zu. Und diese, durch die Gemeinden anerkannten Schriften werden in ihrer Autorität, in ihrem Geltungsanspruch bis heute getragen „wie Schiffe auf einem kraftvollen Strom“ vom lebendigen, andauernden und fortdauernden Glauben der Christen insgesamt, sprich: der Kirche. Ohne den Glauben der Kirche wären diese Schriften reine Literatur!

Dieses Verhältnis von Schrift und Glauben der Kirche lässt uns auch die in der älteren katholischen Theologie vertretene sog. Zwei-Quellen-Vorstellung verstehen, wonach die göttliche Offenbarung teils in der Schrift, teils in der mündlichen Tradition enthalten sei („partim-partim“). Diese Vorstellung wurde in der theologischen Diskussion des 20. Jhd. ´s weithin überwunden. Das 2. Vatikanische Konzil vermied (etwa im Offenbarungsdekret „Dei verbum“) bewusst dazu eine eindeutige Stellungnahme.

Im Offenbarungsdekret Nr.8 und 9 ist davon die Rede, dass die Bedeutung der Überlieferung in zwei Hinsichten wichtig sei: sie gibt der Kirche Klarheit über den verbindlichen Kanon der inspirierten Schriften. Sodann hilft sie der Kirche, in der Gewissheit des Glaubens an die in der Hl. Schrift enthaltene Offenbarung Gottes fest zu stehen. Dass die Hl. Schrift für mich also eine Wahrheit für das Leben und das Sterben ist, bezeugt mir nicht nur der vorliegende Text der Bibel, sondern der ununterbrochene Glaube der Kirche von den Zeiten der Apostel an. Das will unser katholischer Glaube festhalten: Das untrennbare Ineinander von mündlichen und schriftlichen „Verkörperungen“ des einen apostolischen Glaubens im Wort der Schrift und deren Überlieferung („traditio“) durch die Jahrhunderte.

Auch in den reformatorischen Kirchen ist in neuerer Zeit die Wertschätzung für die grundlegende Bedeutung der Glaubensüberlieferung/Tradition gestiegen. Denn diese Überlieferung ist ein Werk des Heiligen Geistes. Sie manifestiert sich in den verschiedenen Lebensäußerungen der Kirche, etwa in der Verkündigung (Predigt), in der Feier der Sakramente, in der Katechese, in der Mission, in der Theologie und im sog. Glaubenssinn aller Christusgläubigen. Das Thema „Tradition“, in diesem Sinn verstanden, muss heute (im Gegensatz zu früher) keine substantiell kirchentrennende Bedeutung mehr haben.

Wir können unsere Überlegungen so zusammenfassen: Wir empfangen die Hl. Schrift von der Kirche. Deren ununterbrochenes Glaubenszeugnis seit den apostolischen Zeiten stellt sie uns als „Offenbarung“ vor. Aber ebenso gilt: die Hl. Schrift konstituiert, reinigt und nährt unaufhörlich den Glauben der Kirche an das Evangelium Gottes durch alle Generationen hindurch bis heute. Und dabei kommt es mir auf jedes der drei Verben an: konstituieren, reinigen und nähren!

Diese Überlegungen verstärken mein Plädoyer dafür, die Bibel dort zu verankern, wo es das Leben zu bestehen gilt. Die Bibeltexte fangen dort zu sprechen an, wo Menschen gemeinsam danach fragen, wie sie mit dem Leben eigentlich zurechtkommen sollen. Ihre Sehnsüchte, ihre Ängste und ihre Freuden, oder besser gesagt: unsere gemeinsam geteilten und mitgeteilten Siege und Niederla-

gen sind das Rohmaterial, auf dessen Hintergrund biblische Texte zu sprechen anfangen.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass dies am besten beim gemeinsamen Bibelgespräch gelingt. Denn dort wird Bibellektüre nicht nur zu einem „Bibel-Teilen“, sondern zu einem Vorgang des „Leben-Teilens“. Mein Bemühen ist es, dies in den Pfarrgemeinden und Verbänden, in den Gemeinschaften und Gruppen unserer Kirche unermüdlich anzumahnen: Setzt euch *gemeinsam* der Botschaft der Schrift aus! Nicht der Schrifttext selbst ist Gottes Wort, sondern das, was durch und mit dem Schriftwort euer Herz trifft. Darauf gilt es mit der Frage zu antworten: „Und was sollen wir tun, Brüder und Schwestern?“

In Kurzfassung: Ich plädiere für eine **Bibellektüre, die Menschen vernetzt und zu kleinen Gemeinschaften zusammenführt**. Es gehört zu den Zeichen unserer Zeit, dass Menschen sich in Selbsthilfegruppen suchen und finden. Sicherlich: Für uns Katholiken ist die Liturgie der vornehmste Ort, die Hl. Schrift zu hören. Aber dieses Hören muss sekundiert werden von Orten, in denen die biblische Botschaft im gemeinsamen Geben und Nehmen, im Widerspruch und in der Zustimmung, im Suchen und Erproben einen „Sitz im Leben“ heute finden muss. Und das eben auch in der Alltagsökumene.

Ich höre von anderen Ortskirchen in Asien und Afrika, dass dort die kleinen christlichen Gemeinschaften zunehmend an Bedeutung gewinnen. Woche für Woche treffen sich die Christen eines überschaubaren Wohngebietes. Sie lesen miteinander die Heilige Schrift und besprechen, was ihnen im Alltag ihres Lebens als wichtig erscheint. Ihr gemeinsames Lesen ist untersetzt von Erfahrungen geteilten Lebens.

Ich weiß nicht, wie diese Erfahrungen in unser kulturelles Umfeld übersetzt werden können. Wir leben im Normalfall in einer bürgerlichen Distanz, die kaum einen echten zwischenmenschlichen, auch geistlichen Austausch zulässt. Das gehört meines Erachtens zu den grundlegenden Schwierigkeiten von Kirche-Bildung in der heutigen Zeit. Wir sind füreinander religiös verstummt. Wir sind nicht mehr in der Lage, einander im Licht des österlichen Glaubens unser Leben zu deuten. Das Beten der Mutter mit dem Kleinkind an der Bettkante findet zu selten statt. Das religiöse Gespräch an den Küchentischen ist verstummt. Wir verstecken uns geistlich voreinander, weil wir meinen, man dürfe dem anderen mit solchen Dingen nicht zu nahe auf den Leib rücken. Es ist ja bekannt: Man kann heutzutage, auch öffentlich, über die intimsten Dinge des Sexuallebens reden, nur zwei Themenbereiche sind tabu: Das Reden über das eigene Gehalt und über die eigene religiöse Orientierung. Darüber spricht man nicht. Das ist gleichsam „unkeusch“! Und wenn es geschieht, wird milde Ironie über alles

gegossen, wenn nicht gar der Verdacht fundamentalistischer Anwendungen ausgestreut.

Hier wird, so meine ich, bald eine Wandlung einsetzen. Ich merke das zumindest bei Menschen, die ganz von außen, aus dem Bereich des Nichtkirchlichen zum christlichen Gottesglauben finden. Für manche Neugetaufte ist es ein Bedürfnis, sich auch weiterhin mit anderen Christen zu treffen und sich auszutauschen über das, was ihnen wichtig geworden ist. Und das geschieht – aus gutem Grund – anknüpfend an gemeinsame Bibellektüre. In diese Richtung gilt es, nach gangbaren Wegen auch in unserem kulturellen und gesellschaftlichen Klima Ausschau zu halten. – Schließlich noch diese abschließende Überlegung:

Die Mitte der biblischen Botschaft einladend zu vermitteln ist wichtiger als die Darlegung vieler biblischer Einzelinformationen. Anders gesagt: Es gilt, die Bibel in ihrer Kernbotschaft zu verstehen. In unserer geistigen und religiösen Situation, besonders hier im Osten Deutschlands, im Land der „religiös Unmusikalischen“, kommt es auf das Erschließen des Zentrums des christlichen Glaubens an, weniger auf das Ausfalten und Darlegen vieler durchaus auch interessanter Einzelinformationen aus Bibel und Christentumsgeschichte.

Ich verweise auf die bekannte Tatsache, die uns noch mehr zum Nachdenken und zur Veränderung unserer Schwerpunktsetzungen in der kirchlichen Arbeit bringen muss: die Unkenntnis so vieler Menschen bezüglich der Mitte dessen, was unseren christlichen Glauben ausmacht. Es gibt nicht nur Kirchenfremdheit in unserem Land, sondern noch mehr und gravierender eine „Evangeliums-fremdheit“, die nicht weiß, worum es im christlichen Glauben überhaupt geht. (Vgl. die Anekdote von dem Schauspieler, der angeheitert auf die Bühne stolpert, nicht in seine Rolle findet, auch nicht die Stichworte versteht, die die verzweifelte Souffleuse ihm zuflüstert und der ihr schließlich ärgerlich zuruft : „Keine Einzelheiten bitte, welches Stück?“)

An die Kirchen werden durchaus von nichtgläubigen Zeitgenossen Erwartungen gerichtet, vielleicht nicht ausdrücklich, sicherlich sehr diffuse und wenig konturierte Erwartungen. Ich fasse sie einmal in die Worte: „Liebe Christen, lasst uns bitte etwas sehen von dem, was ihr in dürren Worten und merkwürdigen Zeremonien in euren Kirchen beschwört, gebt uns Anteil an einem Geheimnis, einer Hoffnung, einer Sehnsucht jenseits der Dinge, die wir tagtäglich als letzte Erfüllung präsentiert bekommen!“ Ich wage zu sagen: Auf der Talsohle einer radikalen Entchristlichung in der Breite der Gesellschaft erwacht ein neues Suchen nach dem Gottesgeheimnis.

Ich sehe die gemeinsame ökumenische Bibellektüre als eine Hilfe dafür an, die missionarische Präsenz des Evangeliums in unserer Gesellschaft zu verstärken.

Sie hilft uns, dass wir selbst als gläubige Christen „auskunftsfähig“ für das Evangelium werden, und zwar nicht im Sonntagsanzug, sondern im Alltagsgewand.

Das Zentrum unseres Glaubens ist Jesus Christus, und zwar als der, der – um es einmal so verkürzt zu sagen - „loslässt“ und der mich ermuntert, mich im eigenen „Loslassen“ selbst zu finden. Selbstbindung, um frei zu werden – wie ein Bergsteiger, der mit Hilfe eines Kletterseiles Höhe und so neue Horizonte gewinnt. Wir brauchen eine Konzentration auf das Zentrum unseres Glaubens, wie immer wir dies auch fassen. Diese „Mitte“ ist in immer neuen Variationen und Zugängen zu erschließen, verbal und nonverbal.

Ich knüpfe nochmals bei der Art und Weise der Verkündigung Jesu an. Jesus hat ja, wenn man einmal vom Gewöhnungseffekt für uns Kircheninsider abstrahiert, merkwürdige Geschichten erzählt. Ich staune immer, welch weltliche, ja unfromme Materie Jesus als Bildmaterial für seine Gleichnisse verwendet. Heutzutage würde Jesus vermutlich in einem theologischen Examen durchfallen. „Mit solchen Geschichten wollen Sie Menschen für den Gottesglauben gewinnen?“ Schatzgräbergeschichten, Geschichten von Hochzeiten und Festgelagen, Räuberpistolen von Wegelagerern, Tricks von Verwaltern, die ihren Kopf aus der Schlinge ziehen wollen, Geschichten von Hausfrauen, die mit dem Besen nach verlorenen Münzen suchen, und Kaufleuten, die scharf sind auf kostbare Perlen usw.

Ich weiß: „Narrative“ („erzählende“) Theologie hat es immer leichter als der hochabstrakte Versuch des Systematikers, Gottes Geheimnisse auf die Reihe einer sauberen Begrifflichkeit zu bringen. Auch das hat sein Recht. Aber wohl nur ein sekundäres. Nochmals: Der primäre Sitz im Leben für die Gottesoffenbarung ist das menschliche Leben, und ich füge hinzu: gedeutet im Lichte der Person, des Lebens, Sterbens und Auferstehens Jesu.

Darum meine Hoffnung: Wir Christen müssen uns mit unserem Gottesglauben berührbar machen. Bei der gemeinsamen Schriftelektüre geschieht das. Das ist das Kostbare an ihr. Suchen wir darum immer wieder nach Gelegenheiten, die gemeinsame geistliche Bibellektüre zu praktizieren. Sie wird uns im Glauben zusammenführen.